Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 134 (1855)

Artikel: Alte und neue Zeiten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-372865

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alte und neue Zeiten.

Wird die Welt immer schlechter?

Es meinen's viele Menschen. Die Klage ist nicht neu. Man findet Stellen in uralten Schriften, die vor 2—3000 Jahren verfaßt worden sind, woraus man sieht, daß alte Leute schon damals versicherten, die Menschen wären nicht mehr so stark und klug und rechtschaffen, wie in ihren jungen Tagen. Dieselbe Meinung wiederholt sich auch in allen nachfolgenden Zeiten. Wenn nun die Welt fortwährend dabei geblieben wäre, sich so zu verschlimmern, daß es in eines Menschen Lebensalter bemerkt werden konnte, welch ein himmelweiter Unterschied müßte dann nicht zwischen den Menschen, welche vor 20, 30 und mehreren Jahrhunderten gelebt haben, und uns sein, die wir jetzt leben! Sehr jämmerlich müßten wir dann sein im Vergleich mit ihnen! Wäre es wahr, so müßten wir uns darein finden; denn es würde uns wenig helfen, uns besser zu lügen, als wir sind. Ist es aber nicht wahr, so müssen wir uns auch wohl in Acht nehmen, es zu glauben. Wir wollen diese Frage darum in aufrichtiger Ehrlichkeit nach einigen Seiten hin erwägen. Da sagen wir denn zuerst:

Die Menschen wurden nicht größer oder kraftvoller in der Vorzeit.

Viele meinen wohl das Gegentheil; aber ihre Ansicht beruht auf Einbildung und Irrthümern. — Man hat hie und da alte Gebeine gefunden, welche Einige ungeheuren Riesen zuschrieben; aber man hat nachher dergleichen Gebeine näher untersucht und gefunden, daß es nicht Menschengebeine waren, sondern daß sie von großen, vierfüßigen Thieren herrührten. Dagegen hat man vielfältige Gelegenheit gehabt, Leichen und Gerippe zu untersuchen, welche Menschen angehört hatten, die vor vielen hundert, ja vor ein paar tausend Jahren gestorben waren, und sich dadurch überzeugt, daß die Menschen im Ganzen genommen weder größer noch kleiner waren, als jetzt. In Aegypten hatte man den Gebrauch, die Leichen auf eine so geschickt ersonnene Art zu balsamiren, daß sie sich auf undenkbare Zeiten erhalten. Solche einbalsamirte Leichen, welche man Mumien nennt, finden sich deßhalb noch heutzutage in Menge. (Auch in der Klosterbibliothek in St. Gallen ist eine solche zu sehen.) Wenn man nun diese Mumien betrachtet, findet man keinen Unterschied zwischen der Menschengröße vor ein paar tausend Jahren und jetzt. Auch in vielen andern Ländern findet man Gerippe von Menschen der Vorzeit und überall zeigt eine genaue Prüfung aller Umstände, daß die Größe der Menschen sich nicht verändert hat.

Man behauptet ferner oft, daß die früheren Menschen kräftiger waren als jetzt; aber dieß ist nicht besser begründet. Unter Anderm führt man für diese Meinung an, daß man oft alte Ritterrüstungen so schwer findet, daß es einem Krieger unserer Zeit kaum möglich sein würde, sich darin zu bewegen. Für's Erste muß ich hierüber bemerken, daß wir aus alten Schriften sehen, daß diese Rüstungen auch damals beschwerlich befunden wurden und die Reitertruppen so ungelenk machten, daß sie sich gegen dreistes, leichtbewaffnetes Kriegsvolk nicht vertheidigen konnten, wenn es diesem glückte, ihre Reihen zu durchbrechen. Man denke an die Uebermacht der leichtbewaffneten Eidgenossen gegen die geharnischten Oesterreicher bei Sempach, am Stoß ꝛc.! Ferner muß man bedenken, daß es die Uebung war, wodurch man diese gewichtigen Rüstungen tragen lernte, und daß hinlängliche Beispiele beweisen, dies wäre auch heute noch möglich, wenn man nur wollte. Leute, welche ihre Kräfte an einer oder andern besondern Sache üben, erlangen darin oft eine erstaunliche Stärke. Endlich ist's gewiß, daß es meist Rüstungen der kräftigsten, nicht aber der schwächeren Kriegsmänner waren, welche man aufbewahrte. Auch die Waffen, welche man in den uralten Hünengräbern und sonst antrifft, zeigen uns hinlänglich, daß die Stärke der Menschen in vorigen Zeiten nicht größer war, als in unsern Tagen. Jene alten gewaltigen Schwerter in unsern Zeughäusern beweisen nichts dagegen, indem sie theils von den Kriegern mit beiden Händen geführt, theils gar oft nur zum Prunk bei gewissen feierlichen Gelegenheiten getragen wurden.

*

Auch die Lebenszeit hat nicht abgenommen, vielmehr lebt man jetzt gesunder.

Eine andere ähnliche Einbildung ist die, daß die Leute ehemals älter geworden wären als heutzutage. Dies ist ebenfalls unbegründet. Ich bitte wohl zu bemerken, daß ich hier nicht mehr als 3000 Jahre in der Zeit zurückgehe, damit ich nicht etwas von den Untersuchungen der Gelehrten anzuführen brauche hinsichtlich der Auffassung von dem Bericht der heil. Schrift über die ersten Zeiten der Welt, wodurch ich Vielen vielleicht unverständlich werden könnte. Aber was die letzten drei Jahrtausende betrifft, da ist es nicht schwer, Jedem zu zeigen, daß das gewöhnliche Lebensalter der Menschen seitdem immer dasselbe geblieben ist. Hier kann ich wieder die Bibel als den wichtigsten Zeugen anführen. In dem 90. Psalm, welcher überschrieben ist: Ein Gebet Mose, des Mannes Gottes, wird ausdrücklich gesagt: Unser Leben währet 70, und wenn es hoch kömmt, 80 Jahre. Andere uralte Schriftsteller schlagen das Menschenalter eben so hoch an. Man muß in allen Dingen die göttliche Weisheit bewundern, die der Natur eine so vollkommene Einrichtung gegeben hat, daß sie nicht, wie Menschenwerk, in Verfall geräth, sondern sich ein Jahrtausend nach dem andern erhält. — Vergleicht man auch alte Kirchenbücher mit neuern, so ergiebt sich, daß zwar das höchste Lebensalter, welches Menschen erreichen, nicht größer geworden, aber daß die Zahl Derer, welche ein hohes Alter erreichen, gestiegen ist. Die Natur ist unverändert geblieben, aber die Einrichtungen und Lebensweise der Menschen haben sich verändert und — verbessert. — Ich will die vorzüglichsten Ursachen hievon anführen:

1. Die Menschen haben sich allmählich an mehr Reinlichkeit gewöhnt. Die Unreinlichkeit früherer Zeiten war groß, sowohl in Städten als auf dem Lande. Deßhalb wurden auch damals alle großen Orte oft von pestartigen Krankheiten heimgesucht, die furchtbar wütheten und viele Tausende ins Grab brachten. Je mehr im langsamen Verlaufe der Zeit die Verbesserungen in der Lüftung und Reinhaltung der Wohnungen und Straßen fortschritten, desto seltener und weniger mörderisch wurden die ansteckenden Krankheiten. Eine Krankheit, wie die letzte große Cholera, würde vor 500 Jahren wahrscheinlich eben so schrecklich geworden sein, wie der schwarze Tod; besonders da der gemeine Mann auch damals viel schlechter lebte und sich nicht so gut kleidete als jetzt. Die Verbesserung ist langsam erfolgt, und man hält wohl noch nicht überall Gassen, Häuser, Kleidungsstücke oder den Leib selbst so rein, wie es zu wünschen wäre. Namentlich dürfte unsern Töchtern dringend zu empfehlen sein, daß sie ernstlicher darauf dächten, einen ordentlichen Vorrath von Weißzeug sich nach und nach für ihren Brautwagen anzuschaffen. Damit machten sie ihren Liebhaber und sich selbst viel glücklicher, als mit Schleierchen, Hüten, Schällen, Ohrringen u. s. w; brauchten sich dann auch nicht zu schämen, ihr Bett dann und wann an die Sonne zu bringen, und hätten noch ein frisches, ganzes Hemd anzuziehen, wenn das andere in die Wasche gehen soll. Es wäre wohl noch manches in unsern häuslichen Einrichtungen besser zu wünschen und die Verbesserung ohne erhebliche Mehrkosten zu erreichen: doch das gehört für einmal nicht in unser Kapitel und wir kehren darum zu unserer ersten Behauptung zurück: Im Allgemeinen ist die Reinlichkeit gegenwärtig viel größer als früher, und das hat unserer Zeit schöne Früchte getragen.

2. Die Menschen waren ehedem unmäßiger in Speise und Trank als jetzt. Besonders im Trinken war die Unmäßigkeit früher viel ärger. Davon zeugen die langen Beschreibungen, die wir von dem haben, was etwa bei Gastgelagen und Festlichkeiten geleistet wurde. Die Tapferkeit unserer Väter war nicht größer im Kriege, als beim friedlichen Tische. Freilich richtet dagegen in unserer Zeit der Branntwein auch große Verheerungen an. Gleichwohl bleibt es durchaus wahr, daß die Unmäßigkeit seit vielen Menschenaltern stark abgenommen hat, und es sind besonders die höheren Stände den untern hierin mit gutem Beispiele vorangegangen und haben damit aufs beste für ihre Gesundheit gesorgt.

3. Die Arzneikunst ist sehr verbessert wor-

den und wir haben mehr gute Aerzte als ehedem. Hiezu kommt, daß die Thorheit, seine Rettung durch abergläubische Mittel bei geheimthuenden Männlein oder Weiblein zu suchen, mehr und mehr verschwindet, wenn auch hie zu Lande der Mißbrauch hierinnen noch arg, die absonderliche Dummheit der Leute noch groß ist. In allen andern Stücken, wenn man etwas zu besorgen hat, wendet man sich an den, der sich darauf versteht, weil er gerade diesen Beruf erlernt hat und ihm lebt. Wer einen Rock braucht, läuft nicht zum Schlosser oder Schmid, sondern zum Schneider, und wessen Uhr nicht mehr recht geht, der bringt sie, besonders wenn sie ihm recht lieb ist, auch nicht dem ersten besten Kesselflicker, sondern dem Uhrmacher, der wohl damit umzugehen weiß. Aber wenn an dem allerkostbarsten und feinsten Uhrwerke des menschlichen Körpers etwas fehlt, da meinen leider noch immer so Viele, sie thun am besten, ja nicht an einen geprüften, erfahrnen Arzt, sondern an den ersten besten Pfuscher und Quacksalber sich zu wenden. — Und noch eins! Geht noch etwa Einer zum rechten Mann, so hält man doch nicht aus, wenn's nicht schon fast bei dem ersten Löffel voll Arznei bessern will. Lieber doktern sie bei drei, vier und noch mehr Aerzten und Nichtärzten herum. Das ist nicht bloß undankbar gegen den gewissenhaften Arzt, der eine große Verantwortung und viel Fleiß und Mühe für jeden Patienten auf sich nehmen muß, es ist auch recht thöricht und ungeschickt. Sicher läßt sich da am ehesten eine vernünftige ärztliche Behandlung erwarten, wo der Arzt den Patienten möglichst genau kennt. Das giebt sich aber auch nicht grad schon auf den ersten Besuch. Wenn man daher einmal zu einem Mann in der Nähe Vertrauen haben kann, so ist's auch rathsamer bei dem zu bleiben, als in die Weite zu laufen.

Doch genug! Wir sehen schon, 's ist zwar gegen früher um manches besser geworden und in aber hundert Jahren wird's wieder heißen: 's ist besser und muß noch besser werden. Mit der Verbesserung der Arzneikunst sind zugleich manche gute Anordnungen über das Gesundheitswesen erfolgt, wodurch ansteckende Krankheiten entweder abgehalten oder gehindert sind, um sich zu greifen. Unter diesen Veranstaltungen muß besonders die Pockenimpfung genannt werden, welche schon so vieler Kinder Leben gerettet hat. Doch, wie gesagt, wir dürfen uns da nicht zu sehr erheben, und es muß noch Manches besser werden, sowohl bei den Aerzten selbst, als bei Denen, die ihrer bedürfen.

Die Bienenzucht, eine landwirthschaftliche Nothwendigkeit.

Der Mensch, indem er die Gewächse und Thiere, die ihm nachtheilig oder weniger nützlich erscheinen, vertilgt, zerstört theilweise die Ordnung der Natur und nicht immer zu seinem wahren Nutzen. So hat die Verminderung der Bienen, in Folge unzweckmäßiger und darum unvortheilhafter Betreibung der Bienenzucht, und die der Hummeln wegen immer vermehrterem Anbau des Bodens den Nachtheil mit sich gebracht, daß eine Menge Pflanzen weniger Samen, eine Menge Bäume weniger Früchte tragen, als sie tragen könnten und tragen sollten.

Der Grund davon liegt darin, daß die Bienen und Hummeln es vornehmlich sind, welche die Befruchtung der Blüthen (Blust) durch Verbreitung des Samenstaubes bewirken, daß ihnen daher ein überaus wichtiges Geschäft in dem Haushalte der Natur übertragen ist; ein so wichtiges, daß sie in keinem Lande fehlen, weder in dem heißen Süden, noch in dem höchsten Norden, weder in den fruchtbarsten Landen, noch auf der dürrsten Haide oder auf der kahlsten Steppe. Nicht umsonst daher das wimmelnde Treiben von Millionen honigliebenden Insekten in den Blüthen, nicht umsonst der Honig als Anlockungsmittel derselben; nicht umsonst der Nutzen eines trockenen, warmen Wetters zur Blüthezeit und der Nachtheil eines feuchten, naßkalten, das die Bienen und Hummeln in ihren Wohnungen zurückhält, das die Entwicklung von Millionen anderer Blütheninsekten aufhält und zerstört.

Die Bienen dienen daher, das Fortbestehen der Pflanzenwelt zu sichern, ohne welches die ganze Thierwelt und der Mensch damit zu Grunde gehen müßte, und weil sie dies thun,